

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag: Berlin-Halensee, Katharinenstrasse 5
Fernsprecher Amt Pfalzburg 3524 / Anzeigen-Annahme
:-: durch den Verlag und sämtliche Annoncenbureaus :-:

Herausgeber und Schriftleiter:
HERWARTH WALDEN

Vierteljahrsbezug 1,50 Mark / Halbjahrsbezug 3,— Mark /
Jahrsbezug 6,— Mark / bei freier Zustellung / Insertions-
preis für die fünfgespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig

JAHRGANG 1911

BERLIN NOVEMBER 1911

NUMMER 85

Inhalt: TRUST: Die Wehen der Frau Wertheim / ALFRED DÖBLIN: Ritter Blaubart / PAUL ZECH: Zwischen Ruß und Rauch / EISE LASKER-SCHÜLER: Briefe nach Norwegen / ALFRED WALTER HEYMEL: Eine Sehnsucht aus der Zeit / ALFRED LICHTENSTEIN: Der Freund KURT HILLER: Der Selbstmord der Leonie Hallmann / TRUST: Meine Woche: Die Erbärmlichkeit der Kunst / Michels Reinfall / Graphisches Kabinett / Der Dichter Stettenheim / Mobilmachung der Arbeiterbataillone / Richard Strauß und Siegfried Wagner / Richard Strauß und Kochbuch-Urban / FERDINAND HODLER: Äpler mit Sense aus der Alp / Zeichnung

Die Wehen der Frau Wertheim

Der Entrüstungssturm über Frau Gertrud Wertheim will sich nicht legen. Alle Blätter rauschen. Sogar solche, die schon verwelkt am Boden lagen, fangen ganz naturwidrig an zu grünen und fliegen an ihren Stamm zurück. Der Doktor Leipziger, der jetzt den Roland von Berlin posiert, wird sehr bereuen, den schon stark verdorrten Baum seiner Kenntnis der Berliner Gesellschaft aufgegeben zu haben. Es war allerdings eine gehörige Fuhre Mist nötig, um das Kleine Journal wieder aufblühen zu lassen. Wenn auch nur als Theaterrequisit. Es genügt immerhin der Frau Wertheim zur Scene ihrer Enthüllung. Man war allgemein von der Schaustellung befriedigt und glaubte unerhörten Sensationen beigewohnt zu haben. Es gibt keine der bekannten schlechten menschlichen Eigenschaften, die Frau Wertheim nicht ihr eigen nennen durfte. Die Teufelin der idealen und nationalen Dichter ist vorhanden. Alles rückt von ihr ab, die Gesellschaft und die Presse.

Ich sehe die Angelegenheit wesentlich anders. Der Fall der Frau Wertheim ist tragisch. Sie ist eine Persönlichkeit, der versagt blieb, sich zu äußern, im Schreiben und im Leben. Ihre Beurteiler verstehen es freilich auch nicht. Aber sie haben nie den Willen gehabt, zu leben. Sie schreiben zwar nicht, aber reden in Zitaten und denken in Vorstellungen, die sie nie sich sinnfällig vorgestellt haben. Die Begriffe beherrschen die Menschen. So weit, daß sie überall Tatsachen sehen, die es überhaupt nicht gibt. Alles ist Tatsache, die Religion, die Sittlichkeit, die Liebe, das Vaterland, die Kunst, der Geist, die Existenz. Um sich selbst diese Tatsache zu beweisen, betätigt man sich körperlich. Man geht in die Kirche und hat die Religion, man schimpft auf den Alkohol und die Dirne und hat die Sittlichkeit, man nimmt sich eine Frau und hat die Liebe, man dient sein Jahr ab und hat das Vaterland, man liest das Buch der Woche und hat die Kunst, man hört Professoren und hat den Geist, man ißt und trinkt und hat die Existenz. Durch Ausübung einer Sinnestätigkeit oder Benutzung eines Organs läßt sich alles beweisen. Nur sind Sinne und Organe nicht geübt, zu nehmen und zu geben. Der ehrlichste Ausdruck des Durchschnittsmenschen für diesen Mangel ist der Besuch der Varietés und das Lesen der Zeitungen. In Varietés sieht er Menschen, die über

ihren Körper herrschen. In den Zeitungen hört er Menschen, die seinen Geist beherrschen. Der Geist der Durchschnittsmenschen hat den Willen, die Begriffe, die er kennt, durch den Druck bestätigt zu finden. Könnte es Begriffe geben, wenn man begreifen würde? Alle fühlen die Erde unter ihren Füßen sich drehen, sie wollen stehen und klammern sich an Worte, die sie nicht fassen können. Der Durchschnittsmensch kennt nicht den Wert des Wortes, er benutzt es nicht in seiner sinnlichen Bedeutung. Die Wörter kleben durch die jahrzehntelange Benutzung fest aneinander, sie legen sich auf das Gehirn. Man muß sie einzeln begreifen, um sich von ihrem Schleim zu befreien. Wie wenige Menschen besitzen diese Erkenntnis und wie viele Schriftsteller gibt es, die mit diesem Material arbeiten, ohne es zu besitzen.

Ist es nun gerecht oder richtig, nach Briefen oder Redewendungen über Menschen zu urteilen? Frau Wertheim hat einmal ihre Tochter Judenjöhre genannt, die ganze „gebildete Welt“ gerät in Aufregung. Sollte das Wort in diesem Fall eine Charakteristik der Tochter bedeuten? Tut das das Wort überhaupt? Oder ist es in diesem Fall ein Temperamentsausbruch, der sich eines Begriffes bedient? Kann man aus der Benutzung dieses Wortes Rückschlüsse auf den Charakter der Frau Wertheim machen? Gibt es überhaupt ein Schimpfwort? Werden nicht Wörter, die allgemein und auch juristisch als formale Beleidigungen gelten, oft zur Bezeichnung intimen Verkehrs und freundschaftlicher Beziehungen gebraucht? Wer hat nicht seinen Freund schon Ochse oder Idiot genannt, ohne dadurch eine Charakteristik geben zu wollen. Man kennt eben den Wert der Wörter nicht.

Nicht so sehr die Moral der Gesellschaft ist durch die Anwendung von Schimpfwörtern einer Mutter der Tochter gegenüber beleidigt, als die Bildung des Philistertums. Die Gesellschaft hält sich für sehr gebildet, wenn sie Schimpfwörter vermeidet. Wenigstens im Verkehr der pekuniär gleichgestellten Personen. Nur auf diesen Kreis beschränkt sich diese Art der Bildung. Im Verkehr der Herren der Gesellschaft unter einander in den Beziehungen zu ihren Angestellten, im Verhältnis zu ihren Verhältnissen oder im intimsten Eheleben versagt die Feinheit der Erziehung. Die Bildung

der Gesellschaft reicht eben nur bis zu den Gesellschaften.

Aber Frau Wertheim hat nicht nur geschimpft, sie hat sich auch über ihre erste Ehe ausgelassen. Ich weiß nicht, wie weit ihre Vorwürfe gegen den verstorbenen Mann auf Wahrheit beruhen. Sie wurden nirgends bestritten. Wer aber die Berliner Gesellschaft nur etwas kennt, weiß, daß dort der wertvolle Gegenstand wertvoller ist, als das psychische Leben und Erlebnis. Man hat eben dort zu Menschen und Möbeln nur ein dekoratives Verhältnis. Und seitdem in der aufgeklärten Zeit auch die Möbel im unverhüllten Zustand das ihre beitragen sollen, müssen eben die Menschlichkeiten zu deren Schonung verhüllt werden. Auch bei diesen Anklagen der Frau Wertheim handelt es sich um die Bildung. Man spricht über solche Dinge nicht. Nur vergißt die Presse, daß die Verteidigung des Herrn Metternich zuerst „davon“ und nicht gerade mit Engelszungen geredet hat. Um die Einkäufe des Herrn Metternich zu motivieren, stellt der Verteidiger die Ernährung der Frau Wertheim während ihrer Schwangerschaft zur Diskussion. Sie soll sogar Cognac getrunken haben! Und Frau Wertheim, in ihrer Unfähigkeit, sich zu äußern, erwidert dem Verteidiger nicht, daß das Cognactrinken vor, während oder nach der Schwangerschaft die Angelegenheit ihres eigenen Magens sei, sondern sie motiviert ihm physiologisch, warum sie Cognac trinken mußte. Allgemeine Empörung. Warum wird das große Schweigen gebrochen? Warum werden die Wehen einer Frau zu einer öffentlichen Angelegenheit gemacht. Die Frauen schreien entsetzt auf, weil die Gräber ihrer Leiden geöffnet werden, die Männer, weil sie fürchten, daß ihr tadelloser Ruf verklängt. Die Leiden der Sexualität und die Leiden an der Sexualität sind die tiefsten und verschwiegensten des Jahrhunderts. Es ist eine Heuchelei, die eine Frau für die Menschheit büßen zu lassen.

Frau Wertheim gehört zu der großen Menge der Stummen, die leiden müssen, ohne klagen zu können. In ihrem Drang, sich zu offenbaren, kommen ihr wieder nur Stumme in den Weg, die sie für Wortkünstler hält. Wie sie sich auch zu dem Dr. juris Artur Landsberger stellen mag: sie ist auf ihn reingefallen. Sie gab ihm hohe Geldpreise für die Zeitschrift Morgen, die der Herr da-

mals herausgab, und die der Herr dem Dichter Trebitsch zuerkannte. Sie ließ sich von ihm literarisch fördern, und der Doktor Landsberger „erlöste“ dafür ihre Tochter. Man wird mir niemals einreden können, daß sich ein reiches, schönes, junges Mädchen aus dem Fenster stürzt, nur aus Hysterie. Auch die Hysterie muß erst erworben werden. Vielleicht hatte sie der Doktor Landsberger zu gut erlöst. Immerhin brachte ihm die Rolle siebzigtausend Mark bar, die er sich von den Schwiegereltern dafür bezahlen ließ, um die gespielte „Erlösung“ nicht noch literarisch verwerten zu müssen. Oder wie er sagt, um seine Kosten zu decken. Er verwandte deshalb nach Erhalt dieser Summe die Angelegenheit „literarisch“. Vermutlich waren die Kosten noch immer nicht gedeckt. Skandalöser aber als diese absolut talentlosen und belanglosen Romane des Landsberger bleibt die Tatsache, daß die Herren Frank Wedekind und Georg Brandes sie rühmen. Dem Dichter Karl Hauptmann mag es gestattet sein. Niemand kümmert sich um seine Meinung und er mußte sich revanchieren. Der Doktor Landsberger führte ihn — man erinnert sich — als den „Dichter Hauptmann aus Schreiberhau“ in Berlin ein. Bedenklicher wird die Sache bei den andern beiden Kritikern. Herr Frank Wedekind erzählt zwar jedem, der es hören will, daß er grundsätzlich niemals Bücher liest, über die er sich kritisch äußern soll. Er würde sie sonst vielleicht nicht loben können. Er hat nun eben ein gutes Herz. Aber ich würde es für eine Pflicht des Herrn Wedekind halten, der fortgesetzt und mit Recht gegen die Vergewaltigung seiner eigenen Kunst protestiert, daß er dem Publikum bei der Veröffentlichung einer lobenden Kritik gleichzeitig mitteilt, wie sein Mund übergeht, weil sein Herz so gut ist. Herr Georg Brandes hat es zu einem beträchtlichen kritischen Namen in Deutschland gebracht. Hauptsächlich deshalb, weil er zuerst journalistisch auf Nietzsche und Ibsen aufmerksam machte. Er hat auch „zuerst“ auf den Kritiker Paul Goldmann „aufmerksam“ gemacht. Aus dieser Tatsache allein dürfte sich seine Qualifikation zur literarischen Kritik ergeben. Die Herren haben sich hoffentlich nicht umsonst bemüht. Das Gute über das Schlechte belohnt sich immer.

Die Deutsche Montagszeitung, an der der Doktor juris Artur Landsberger in jeder Hinsicht sehr stark interessiert ist (er soll mir keine Berichtigung schicken, daß er „zurzeit“ kein Geld in dieser Zeitung stecken hat), die Deutsche Montagszeitung wollte von ihm Aufklärungen über seinen Fall. Doktor Landsberger ist so erschüttert, so empört, daß er es vorzieht, sich selbst in seinem Blatt nicht zu äußern. Er schickt vielmehr seinen großen Freund vor, den satanistischen Dichter. Der schrieb ihm einen Brief, „von dem er jeden beliebigen Gebrauch machen kann“. In diesem Brief rät ihm der Satanist, nicht etwa gegen Frau Wertheim wegen Beleidigung zu klagen, weil ihr der Paragraph 51 sicher sei. Aber, sagt der Satanist, der Doktor Landsberger soll nicht den Mut verlieren, denn „die besten Köpfe Deutschlands“ ständen zu ihm. Sie werden noch kopfstehen, diese Besten!

Das sind die Beziehungen der Frau Wertheim zur Literatur. Und ihre übrigen Enthüllungen? Sie behauptet von unzähligen Personen wahre und vielleicht auch unwahre Tatsachen. Sie kompromittiert, weil man sie kompromittiert hat. Ich sehe den Unterschied nicht. Was gibt es an dem Herrn von Fetter zu verteidigen, der sich Tausende schenken läßt, um nicht zu „beleidigen“. Was an ihrer Mutter, die die Tochter wegen der guten Partie verschachert? Was an den Damen der Volkskunstausstellung, die sich von Wertheims fünfzehntausend Mark schenken lassen, die sie selber haben, um sich bei der Kaiserin billig beliebt zu machen?

Frau Wertheim ist sicher verbildet und geschmacklos. Aber ihre Umgebung nicht weniger. Die Differenz zwischen Willen und Befähigung wurde ihr zum Verhängnis. Durch das Ver-

hängnis hebt sie sich heraus. Sie hat in den letzten Monaten die schwersten Wehen erlebt und blieb unfruchtbar. Darum sollte ihr die Öffentlichkeit endlich die äußere Ruhe lassen, die jeder selbst für sich in Anspruch nimmt. Der Presse wird man den Mund stopfen.

Trust

Der Ritter Blaubart

Von Alfred Döblin

Hinter der dünnen Birkenreihe, welche die Stadt von Norden her umsäumt, zog eine wellige Ebene nach dem Meere zu, wenig mit niedrigen Kiefern und Strauchwerk besetzt. Kein einziger Weg führte aus dem Durchbruch der Stadtmauer nach dem Strand, der kaum zwei Stunden entfernt ist; eine Kleinbahn fuhr in weitem Bogen um die Einöde herum an das Wasser. In vielen Senkungen der Ebene stand der Sumpf, schwarz und steif wie Leim; Ratten und Sumpftiere hausten hier; öfter stieß ein Häher durch die dicke Luft und schlug ein Weichtier an.

Wo sich die Hügelreihe am stärksten erhob, ragten quadratische und unförmige Steinblöcke scharf auf, Reste verwitterter Klippen. Das Meer hatte sich früher über das Land gestreckt; jetzt lag die Ebene verstört und frostig da; Meer und Erde wandten sich von ihr ab.

Diese Fläche war vor langen Jahren auf eine sonderbare Weise in den Besitz eines Barons Paolo di Selvi gekommen. Er war von einer Weltreise durch den Sund in diese See gesteuert, um in der Stadt den Vater seines ersten Bootsmannes zu besuchen, der unter dem Äquator dem Schwarzwasserfieber erlegen war. Er stieg ans Land, sprühend von Laune, träumerisch, eroberungssicher. Breitschulterig ging er mit den leicht gebogenen Beinen des Reiters über die Anlegebretter. Der Wind piff scharf an dem Morgen, und warf ihm die schiefesitzende Kapitänsmütze mit einem glatten Schlag ins Wasser, so daß er barhäuptig und lachend unter seinen Leuten stand, die das böse Omen entsetzte. Seine Augen waren etwas schräg gestellt, dicht an der Nase, die klein und stumpf war und mit ihrer Wurzel tief einsetzte. Die klaren hellgrauen Augen stimmten schlecht zu dem Munde von mädchenhafter Weiche, zu der Sanftheit seiner Stimme. Er ritt auf einem schwarzen Hengst hinter einem Maultiergespann den weiten Umweg nach der Stadt; zwei Truhen schleppte man zu dem alten Manne, den er suchte, eine mit Andenken und allem Nachlaß des Bootsmannes, die andere mit japanischer Seide, indischen Perlen und Juwelen, mit sibirischem Pelzwerk. Kaum zwei Stunden blieb er in der Stadt, dann trabte er pfeifend und lachend allein zurück, unbekannt der Gegend, den kurzen Weg durch die Ebene. Es ist nichts bekannt über die Geschehnisse in der Ebene an dem Mittag. Der Baron muß schon am Eingang des Gebietes vom Pferd abgesessen sein und sich allein durch den Sand und Morast gemacht haben. Beim nächsten Morgengrauen fand man den Vermißten besinnungslos auf der Klippe liegen, lang auf den Rücken ausgestreckt, zwar über und über mit Tang und Lehm bedeckt, aber das Gesicht eigentümlich geschwollen, glühend, mit Bläschen, wie verbrannt, auch an der rechten Hand und dem Vorderarm löste sich die Haut in Fetzen ab. Man lagerte den ohnmächtigen Mann auf eine Bahre, trug ihn schräg über das Brachland auf die nächste Chaussee, wo man einen Heuwagen requirierte und in die Stadt fuhr. Die Wundflächen heilten in einer Woche. Der Baron wußte nicht,

was ihm geschehen war. Nur die Krankenschwestern berichteten, daß seine Augen gegen Abend einen leidenden entsetzten Ausdruck annahmen, daß er den rechten Arm zur Abwehr in die Höhe hebe und trostlos wimmere. Als er völlig genesen war, schenkte er die Yacht seinem ersten Steuer- mann, entließ seine Leute und zog in die Stadt.

Zuerst bewohnte er ein Haus im Süden der Stadt, ganz im Freien liegend; viele Singvögel umgaben ihn; er pilgte mit keinem Menschen Verkehr. Nach einigen Monaten zog er an die Stadtmauer in eine ganz alte Wohnung, die einen weiten Blick auf die dunstige Heide gewährte. Auf der Stadtmauer spazierte und saß der völlig veränderte unzugängliche Mann oder ritt die Chaussee langsam nach dem Meere zu. Bis er nach fast Jahresfrist frühmorgens durch die Straßen der Stadt ging, auf dem Marktplatz nach einem Baumeister fragte, und diesen mit leiser Stimme beauftragte, ihm in der Heide auf der höchsten Anhöhe um die Klippe herum ein Wohnhaus zu bauen. Der Baumeister brauche sich nicht zu beeilen, sagte er, indem er die Arme verschränkte; es solle ein Schloß werden, heimlich und weitläufig, mit vielem festlichen Schmuck; denn er wolle in sechs Monaten seine Gemahlin heimführen.

So zogen die Wegebauer in die Heide, stampften von der Chaussee einen sicheren Nebenweg nach der Klippe. Die Maurer fuhren lärmend an; sie planten den Hügel ab, gruben die Pfeiler ein und umbauten den Felsen, der sich bis zum ersten Stock des Hauses erhob und frei in die Zimmer ragte, — ein weites gedehntes Gebäude aus grauem Kalkstein, mit bunten Kirchenfenstern, zierlichen Türmen. Mitten in der Einöde erhob sich das Schloß, ein Gelächter der Bauleute, ein Kopfschütteln der Städter.

Knapp einen Monat, nachdem die Wände, Zimmer mit Kostbarkeiten erfüllt waren, führte der Baron eine fremde, junge Frau in sein Schloß. Sie erschien einmal im Theater der Stadt, die Portugiesin, ein braunes kindliches Wesen, das nicht vom Arme des Mannes wich; der lachte wieder wie früher und bezauberte alle. Sie tanzten an dem Abend im Bürgersaal. Der Baron spitzte seinen Mund und piff im Tanz; er strich den braunen Vollbart und zeigte spottend die Brandnarben auf seiner rechten Hand. Das zweite Mal, daß man von der Portugiesin hörte, war eine Woche später, als ein reitender Bote nachts vom Schloß her jagte, dem Arzt die Türe einschlug, ihn nach der Heide schleppte an die Leiche der jungen Frau. Sie lag mit blaurotem Gesicht im Nachtkleide auf dem dunklen Korridor vor ihrem Zimmer. Neben ihr brannte noch die Kerze, mit der sie wohl aus der Türe gestürzt war. Der Baron folgte dem Arzt mit starren Augen; keine Frage beantwortete er, keine Miene verzog er. Aus den Worten einer schluchzenden Zofe hörte der Arzt von dem alten Herzleiden der fremden Frau; er knöpfte seinen Pelz zu; sie war einer Lungenembolie erlegen.

Nach drei Wochen erschien der Baron wieder in der Stadt; man lud ihn zu den Gesellschaften ein. Oft und öfter ritt er in die Stadt, er fuhr zur Jagd, beteiligte sich an Kampfspielen und Rennen, saß abends beim Wein und erzählte von seinen Fahrten und Abenteuern. Lange Zeit sah man ihn lustig, schwärmend und träumerisch, mit den Soldaten und Seeleuten der Stadt, er fuhr eines Märztages mit zweien von ihnen wieder in See. Es kam nach einem halben Jahr etwa ein Brief von ihm an bei dem Verwalter seines Schlosses, daß die Wohngemächer grün auszuschlagen und grüne Läufer zu legen seien, und daß im Damenzimmer Orchideen gesetzt werden sollten.

Rund acht Monate nach seiner Abfahrt kehrte er zurück. Wieder führte er eine junge fremde Frau auf sein Schloß. Diese hat kein Städter gesehen. Eines Morgens lag sie in schwarzem Reit-

kleid, den Schleier vor dem stolzen weißen Gesicht, eine Gerte in der Hand, tot auf dem Hof des Schlosses.

Im Volk, bei den Schiffern und Vorstadtarbeitern munkelte man, wenn der finstere Baron in seinem schwarzen Ledermantel vorüberritt; die Kinder schrieen vor ihm auf, warfen kleine Steinchen nach ihm, schossen mit dem Katapult auf seinen Hengst.

Die Tochter eines Ratsherrn, ein schwächliches hellblondes Mädchen, sah ihm vom Fenster aus nach. Ihr traten Tränen in die taubengrauen Augen, wenn die Männer ingrimmig von dem Geschick des schwarzen Ritters sprachen; sie weinte in ihrem Zimmer um ihn und war eines Tages auf seinem Schlosse und wurde seine Frau. Alle angstvollen Beschwörungen der Verwandten konnten dies nicht verhindern. Scharen von tobenden Menschen wälzten sich über den dunklen Weg nach dem Schloß, noch ehe ein Monat verstrichen war, als man die Leiche des süßen Geschöpfes eines Abends an dem Mauerdurchbruch fand. Die Polizei umringte das Schloß zum Schutz, der Baron wurde in Haft genommen. Das Gericht verfügte die Exhumierung der beiden ersten Frauen, die genaue chemische Analyse der drei Leichen auf Giftstoffe. Die Untersuchung blieb ergebnislos. Der Baron wurde auf freien Fuß gesetzt, das Volk streckte ohnmächtig die Hände nach ihm aus und wollte ihn zerreißen, als er seinen Revolver in der rechten Hand, langsam, höhnisch lachend, nach der Heide hinausritt.

Von nun an mied er die Stadt völlig. Er hauste allein in der Heide; nur sein Reichtum hielt die Dienerschaft im Schloß zurück.

Da landete eines Tages eine kleine Yacht vor der Stadt. Ein silbernes Horn blies über die Heide; Miß Ilsebill kutschte ein Schimmelgespann durch die glatte Chaussee nach der Stadt. In dem Gasthof am Markt logierte sie sich ein. Sie fragte den Wirt nach dem Baron Paolo und seinem verrufenen Schloß; sie fragte zum zweiten, ob jetzt noch eine Frau bei ihm wäre; sie fragte zum dritten, wo sie ihn sehen könne. Bei den Rennen, die morgen in Stirming, dem Vororte, stattfänden.

Schluß folgt

Zwischen Russ und Rauch

Von Paul Zech

Die Einfahrt

Das eichne Tor, mit Stacheln schroff bezackt,
Fährt widerwillig aus den Eisenkappen.
Schwer über schwarze Pflastersteine klappen
Viel Nägelschuhe mörderischen Takt.

Wie eine blöde Hammelherde drängt
Der Trupp sich in das Fröstellicht der Lampen
und stolpert schläfrig über rund gewölbte Rampen
bis ihn der Dunst der Halle schwül empfängt.

Der Steiger prüft die aufmarschierte Fracht
Und liest mechanisch und kommandolaut
die aufnotierten Namen aus der Liste.

Dann knirscht der Dampfstrom über die Gerüste
und zehn zu zehn in Käfige verstaut,
schnellt sie das Seil hinunter in den Schacht.

Der Hauer

Den breiten Nacken rittlings hingestemmt,
so führt er Schlag für Schlag die Eisenpflocke
in das Gestein bis aus dem Sprung der Blöcke
Staub sprudelt und den Kriechgang überschwemmt.

Im Flackern des verrußten Grubenlichts
blinkt der halbnackte Körper wie metall.
Schweißtropfen stürzen, perlenrund im Fallen,
aus den weit offenen Poren des Gesichts.

Er summt ein dummes Straßenlied zum Takt
der Hämmer und dem Spiel der Eisen
und stockt nur wie von jähem Schreck gepackt,

wenn hinten weit im abgeteuften Stollen
Sprengschüsse dumpf wie Donnerschläge rollen
und stockt und läßt die Lampe dreimal kreisen.

Im Dämmer

Im schwarzen Spiegel der Kanäle zuckt
die bunte Lichterkette der Fabriken.
Die niedren Straßen sind bis zum Ersticken
mit Rauch geschwängert, den ein Windstoß
niederdukt.

Ein Menschentrupp, vom Frohndienst abgehärmt,
schwankt schweigsam in die ärmlichen Kabinen;
indes sich in den qualmigen Kantinen
die tolle Jugend fuselartig lärmt.

Nocheinmal wirft der Drahtseilzug mit Kreischen
den Schlackenschutt hinunter in die flachen
Gelände, drin der Schwefelsumpf erlischt.

Fern aber gähnen schon, von Dampf umzischt,
des Walzwerks zwiegespaltne Feuerrachen —
und harrn des Winks den Himmel zu zerfleischen.

Briefe nach Norwegen

Von Else Lasker-Schüler

Lieber Herwarth, ich habe dem Dalai-Lama in
Wien für die Fackel ein Manuskript geschickt. Hier
die Abschrift.

Wertester Dalai-Lama, sehr geehrter Minister,
ich möchte ihnen etwas vom Himmel erzählen,
den ich meiner Mutter widme.

Vom Himmel

In sich muß man ihn suchen, er blüht am liebsten
im Menschen. Und wer ihn gefunden hat, ganz
zart noch, ein blaues Verwundern, ein seliges Aufblicken,
der sollte seine Blüte Himmel pflegen. Von
ihr gehen Wunder aus; unzählige Wunder ergeben
Jenseits. Könnte ich nur immer um mich sein, der
himmlischen Beete möchte ich ziehen. Wie man
versöhnt mit sich sein kann, und Eigenes sein Ewiges
küßt. Hätte ich je einen Menschen so unumstößlich
erlebt, wie ich mich! Zweitönig Pochen, vertrautes
Willkomm. Runderleiten meine Gedanken um mich,
um alles Leben — das ist die große Reise um aller
Herzen Schellengeläute und Geflüster, über Wälle,
die Jubel aufwarf, über Gründe der Versunkenheit;
und falle in Höhlen, die der Schreck grub — und
immer wieder seine Herztapfen wiederfinden, seinen
Blutton, bis man den ersten Flügelschlag in sich
vernimmt, sein Engelwerden — und auf sich
herabblickt — süße Mystik. Und irrig ist, den
Himmelbegnadeten einen Träumer zu nennen, weil
er durch Ewigkeit wandelt und dem Mensch entkam,
aber mit Gott lächelt: St. Peter Hille. — Was
wissen die Armen, denen nie ein Blau aufging
am Ziel ihres Herzens oder am Weg ihres Traums
in der Nacht. Oder die Enthimmelten, die Frühblau
beraubten. Es kann der Himmel in ihnen kein
Licht mehr zum blühen finden. Aber Blässe
verbreitet der Zweifler, die Zucht des Himmels
bedingt Kraft. Ich denke an den Nazarener,
er sprach erfüllt vom Himmel und prangte schwel-

gend blau, daß sein Kommen schon ein Wunder war,
er wandelte immerblau über die Plätze der Lande.
Und Buddha, der indische Königssohn, trug die
Blume Himmel in sich in blauerlei Mannichfaltig
keit Erfüllungen. Und Goethe und Nietzsche (Kunst
ist reden mit Gott) und alle Aufblickende sind
Himmelbegnadete und gerade Heine überzeugt
mich, Himmel hing noch über ihn hinaus und
darum riß er fahrlässig an den blauen Gottesranken,
wie ein Kind wild die Locken seiner Mutter
zerzt. Hauptmanns Angesicht und auch Ihres,
Dalai-Lama, wirken blau. Den Himmel kann sich
niemand künstlich verdienen, aber mancher pflückt
die noch nicht befestigte, junghimmlische Blüte
im Menschen ab. Das sind die Teufel. Ihr Leben
ist ohne Ausblick, ihr Herz ohne Ferne. Der
Nazarener am Kreuz wollte dem Teufel neben
sich noch eine sanfte Wolke, einen Tropfen Tau
seines Himmels schenken. Doch eher ist ein Taubstummer
zu überzeugen, als ein Glaubdummer. Der ist ein
Selbstverbrecher.

Man kann nicht in den Himmel kommen, hat man
ihn nicht in sich, nur Ewiges drängt zur Ewigkeit.
Es öffnet sich dem Himmelblühenden nicht wegen
seiner guten Taten der Himmel, verdammen ihn
auch nicht seine schlechten Handlungen zum Staube.
Der Himmel belohnt und verdammt nicht. Aber
Wertewiges bedingt den Himmel. Der spiegelt
sich gerne im Menschen, unbegreiflich, wie Gott
selbst. Reich und besonnen ist der himmlische
Träger. Die Wunder der Propheten, die Werke der
Künstler und alle Erleuchtungen, auch die unberechenbare
Spiellust im Auge steigen aus der Ewigkeit, der
bleibenden Bläue des Herzens. Manchmal überkommt
mich eine schmerzliche Verantwortung, aber man
kann nicht tief genug in sich schauen und zum
Himmel aufblicken.

Die Gottheit Himmel ist nicht zu greifen, sie
wäre bald vergriffen — die Ewigkeit ist nicht
einmal zu verkürzen. Die Gottheit Himmel im
Menschen ist Genie.

Leben Sie wohl, sehr verehrter Minister, mein
Himmel macht mich nicht glücklich im irdischen
Sinne, ich kann ihn nicht teilen. Wunderbar aber
spielen sich die tiefsten Erinnerungen meines
Blutes in dem Glanze meines Blaus wieder. Fata-
Morgana. Spätes Verwundern, seliges Aufblicken,
— Tragen Sie den Saphir meiner blauen Abend-
stunden zum Andenken an Ihrer grübelnden Hand.

Eine Sehnsucht aus der Zeit

Aus sanfter Schwermut und der Liebe Trauer
Ermann ich mich; versuch mich zu ermannen,
Und kann doch Tod und Untergang nicht bannen
Wohin ich flüchten will, ragt Mauer auf an Mauer.

Grüb ich den Acker um, ein guter Bauer,
Und dient im Schweiß, wüßte ich von wannen
Dies alles kommt und wüßte wie von dannen
Ich käm aus Schmach und Schande, Scham und Schauer.

Es fehlt uns allen Dienst und Ziel und Zwang,
Die allen nottun und die keine wollen,
So schmachten wir in Freiheit sonder Siege.

Im Friedensreichtum wird uns tödlich bang.
Wir kennen Müssen nicht noch Können oder Sollen
Und sehnen uns und schreien nach dem Kriege.

Alfred Walter Heymel

Dieses Gedicht wird noch einmal veröffentlicht, da es
durch Druckfehler entstellt war.

Der Freund

Von Alfred Lichtenstein

Ich liebe die toten Tage. Die haben kein Leuchten, sie sind ganz sehnsüchtig. Die Häuser stehen wie Kulissen vor der grauen Wolke, die Menschen gehen wie in dem Lichtspiel: wenn der Abend wird, nicht anders als sie in der Frühe gingen. Alle Dinge sind wuchtiger. Und meine Kammer sieht aus, wie wenn eben einer darin gestorben wäre.

So oft diese Tage sind, wächst in mir unwillkürlich eine sinnlose Lust an der Arbeit. Ich tue die alltäglichen Verrichtungen, als wäre Gottesdienst, was ich tue. Und ich verliere mich dabei. Fast wie die Träumenden sich verloren haben. Aber einmal merke ich, daß ich reglos geworden bin und nach innen starre.

Ich werde sehr wach davon und ich kann mich nicht mehr hingeben. Ich gehe zu dem Fenster, da sind wunderliche Gedanken. Die waren sonst nur in Nächten.

Ich fühle mich fremd bei allen Dingen. Sie drängen auf mich ein, als kennten sie mich nicht: die Straße und die Menschen und die Türen in den Häusern und die tausend Bewegungen. Wo ich hinschaue, werde ich verwirrt.

Mein kleiner Tod quält mich, es war doch schon viel Sterben und größeres. Und daß ich einsam bin. Und daß überall ein Unbegreifliches droht. Und daß ich mich nicht zurechtfinde. Und alle die übrigen Taurigkeiten, für die kein Arzt ist, und die man nicht mitteilen soll. Jeder muß ihnen allein unterliegen und auf seine Weise. In der Rede sind sie lächerlich, aber mancher geht an ihnen zugrunde. Ich habe Grauen, daß ich so fremd mit mir bin und so ohnmächtig. Bis Erinnerungen kommen. Ungerufen. Aber lieb. Irgendwoher. Sie betäuben mich.

Ich lächle, wenn ich das Weinen des Kindes finde oder den Tod der Mutter, der gräßlich war und nicht zu sagen ist, oder die anderen blutigen Köstlichkeiten. Ich lächle, wenn die Augen meines Freundes plötzlich leben werden und in den seidigen Schatten sind, daß sie wie aus Schleiern glänzen und ihr Geheimstes preisgeben. Niemand hat es mir gesagt, und ihr werdet mich einen Narren nennen... aber ich weiß, daß sein Tod schon immer in den Augen gewesen ist wie der eines andern in den Lungen oder in dem Rückenmark...

*

Seine Augen waren elend und vergangen und heillos schmerzlich, daß die Leute lachten, wenn er zu ihnen sah. Er schämte sich seiner Augen, als verrietten sie von sündsamen Abenteuern und verbarg sie viel hinter den vergilbten Lidern. Aber er fühlte, wie man hinstarrte, wenn er eintrat, wo er unerwartet kam. Oder sich setzte, wo er nicht selbstverständlich war. Er schaute übertrieben wie ein Suchender. Hüstelte und hielt die Hand vor den Mund, zog die Backen nach innen oder wölbte die eine mit der Zunge. War verlegen. Unglücklich. Wäre gern allein gewesen... in dem Dunkel.

Kinder neigten den Kopf, wenn sein Blick auf ihre Augen kam. Und wurden rot. Und grinsten scheu und dumm. Frauen kicherten, sie schauten wie harmlos hin und klatschten einander auf die Schenkel oder auf die nackten Schultern und küßten ihre verwüsteten Männer. In der Nacht lagen sie wach und sann sich heiß. Aber die jungen Mädchen wichen ihm aus.

Der Selbstmord der Leonie Hallmann

Da Heinrich Mann in Deutschland der verehrungswürdigste Erzähler ist, möchte ich ohne Nörgelung, auch ohne den Vorsatz, eine Paraphrase zu legen, sachlich und wie privatim mich erkundigen,

weshalb seine Schauspielerin das Gift nehmen mußte. Sie pendelt zwischen dem milden, noblen Adonis und dem Bluthund, der ihre Masochismen aufstocht. Zu Adonis zieht sie Inbrunst, Menschentum, Weibtum; süße Sehnsucht, auf Lebensdauer eingestellt; auch Kühleres, Verstandhaftes; vielleicht noch Mütterlichkeiten, im untersten schlummernde. Zum Bluthund reißen sie Wildnisse von Augenblicken; zum Bluthund Tiertum, das, ausgezuckt, sie in immer neuen Selbsthaß schleudert. Nun besteht der Bluthund nichtmal die Probe; ermangelt der Stärke, um die sie ihn anleht; wagt nicht, ihr den tödlichen Trunk zu reichen. Warum beendet sie da nicht die Verwicklungen einfach mit einem Fußtritt? Warum — zumal sie doch auch, mittelst Meldung bei der Polizei, das Duell verhindert — schmeißt sie den Hund, den gemeinen, nicht heraus und zeigt ihn, sofern er dabei verharret, sie im Heiratsfall töten zu wollen, der Staatsanwaltschaft telegraphisch wegen Bedrohung an (§ 240 St.G.B.), mit Ersuchen um sofortige Verhaftung? Daß sie sich ihm nach einer heiligen Zwiesprache mit Adonis, und trotz der, nächstens unterworfen hat, wäre als Akt der Angst, als letztes Hysterikon auslegbar; und exkulpabel — da Adonis sie so liebt, da seine Mutter eine so vernünftige, eingeherrschte Dame ist. Was nützt der Tod, und löst er das Opfer etwa aus der Geschehnisse Umkrallungen? Ist das Nichts denn nicht unerbittlicher als ein trübstes Minimum von Möglichkeiten? „Wir wollen doch leben, leben!“ so ähnlich ruft sogar Leonie selbst öfters, mystagogische Sterbebrunst-Heroismen denkheiß für Blague erachtend. — Ich begreife den letalen Ausgang wohl; aber auch andere begriff ich, und sie wären mir weniger fremd. Das Gefühl von Kausalität genügt nicht; man muß das einer Notwendigkeit haben; einer mehr als kausalen. Hier geht mir unaufhörlich durch den Kopf: Mit Psychologie läßt sich Alles machen! — Dieser letale Ausgang dient dazu, junge Finsterlinge, die, unter Lästerung unserer analytischen Herrlichkeiten, die Blümlein des heiligen Franziskus im Urtext lesen [aber zwischen den Ganglien Schwimmhäute haben!], zu veranlassen, einen Rationalismus, dessen Lebefanatik die Tumulte noch der destrukturierenden Leidenschaften überloht, als „flach“ zu verhöhnen. Es ärgert mich, daß Prediger einer verlognen Askese und einer verlognen Klassizität, mit einem Schein von Berechtigung, Heinrich Mann für sich in Anspruch nehmen können. Ich gönne ihm dieser Sippe nicht.

Kurt Hiller

Bei Gelegenheit der Uraufführung des Dramas „Schauspielerin“ von Heinrich Mann im Theater in der Königgrätzerstraße

Meine Woche

Die Erbärmlichkeit der Kunst

Der lyrische Feuilletonist Victor Auburtin hat sich sehr rasch zu einem tiefsinnigen politischen Leitartikler entwickelt. In dieser gehobenen Stellung über dem Strich sieht er naturgemäß erhaben auf die Kunst unter dem Strich herab. Man hat in Nummer 78 dieser Zeitschrift gelesen, welche Qualen für den Leser der Raub der Mona Lisa durch Herrn Auburtin heraufbeschwor. Er konnte sich damals „das Entsetzliche nicht ausdenken“. Aber der Mensch gewöhnt sich an alles. Herr Auburtin kann nicht nur ohne Mona Lisa weiterleben, als Politiker treiben ihn andere Sorgen. Wird Herr Caillaux Frankreich weiter regieren dürfen? Auburtin ist verhältnismäßig guten Mutes, denn Herr Caillaux hat eine „leidlich gute Presse“. Auch das Gemüt, das Herrn Auburtin geradezu auszeichnet, sein Ge-

müt spricht für Caillaux: „Er hat sich soeben verheiratet, und hat sicherlich inmitten der zärtlichen Pflichten der Flitterwochenzeit kam Verlangen nach Aufregungen und Sorgen.“ Aber, meint Herr Auburtin, alles hängt ja von der Stimmung einer Stunde ab. Und nun fällt ihm das Entsetzliche ein, was nicht auszudenken ist, „die Gattin des Francesco Giocondo“. Einen Gedanken kann er nämlich jetzt fassen, den, daß es furchtbar wäre, wenn durch diese Dame die zärtlichsten Pflichten der Flitterwochenzeit einen Aufschub erlitten: „Wer weiß, vielleicht stürzt das Ministerium über einer Erbärmlichkeit, über der Mona Lisa des kunstreichen Leonardo da Vinci.“ Ueber einer Erbärmlichkeit. Endlich pfeift Herr Auburtin auf die Kunst, die er totgesagt und die ihn solange ausgepiffen hat. Hoffentlich ist diese Resignation nicht nur die Stimmung einer Stunde.

Michels Reinfall

Ich habe das Buch dieses Herrn Wilhelm Michel gelesen. Und muß zunächst dem Verleger, Herrn Georg Müller, eine Abbitte leisten. Ich dachte, der imposante Prospekt sei seiner Phantasie entsprossen. Die Blüten stammen aber von dem Autor selbst. Auch das hochgezüchtete Gehirn. Das „splendid ausgestattete“ Buch über diesen Herrn Max Oppenheimer enthält zahlreiche Bilder, durch die für jeden Kenner das geradezu überwältigende Kopiertalent des Oppenheimer einwandfrei bewiesen ist. Er hat Oskar Kokoschka und Greco auf der Palette. Herr Michel kennt wahrscheinlich diese Maler nicht. Im übrigen hat er über seinen Oppenheimer einen so fabelhaft lyrischen Kitschquatsch geschrieben, daß man aus dem Jubel gar nicht herauskommt. „Jedes mutige und selbständig organisierten Sensorium vollbringt noch in unsern Tagen eine neue Welterschöpfung und vermehrt so gewissermaßen durch das Wunder einer Selbstzeugung das Inventar der Welt.“ Oppenheimer etabliert gewissermaßen einen Inventarausverkauf. „Die Götter hätten auch wahrlich keinen Grund zu ihrer ererbten Vorliebe für die Künstler, wenn sie an diesen nicht berufsmäßige Helfer hätten in ihren ewigen Mühen, dem Chaos neue Formen zu entreißen.“ Auch Oppenheimer hat eine ererbte Vorliebe für die Künstler, die er kopiert, um sie zu besitzen. Die Stoffe, nach denen laut Michel ein Gemälde entsteht, sind folgende: „Die sinnliche Erscheinung der Wirklichkeit an sich, das allgemeine Weltanschauliche des Subjektes, die konkreten Erregungen, die das bestimmte Objekt in eben diesem Subjekt hervorruft, die formalen Elemente, wozu ich auch das Gesetzmäßige und gewissermaßen animalische Sichausleben der Farbe rechne.“ Das sieht man so einem Gemälde gar nicht an. Die Farbe lebt sich gewissermaßen animalisch aus und die konkreten Erregungen, die das bestimmte Objekt Kokoschka in eben diesem Subjekt Oppenheimer hervorruft, sprechen sicher für das allgemein Weltanschauliche des Subjektes. Auch Michel ist dieser Ansicht: „Einen höchst einprägsamen Geschmack übermittelt diese Malerei von der Person ihres Urhebers.“

Etwas Weltanschauung: „Abneigung gegen starke Intervalle in der Farbe, deutet im allgemeinen ganz sicher auf zivilisierte Dämpfung des Sinnenlebens, auf Geist und Beweglichkeit der Auffassung, wie der Hand.“ Die Beweglichkeit wird nicht bestritten. Aber die Signatur m. opp. bedeutet noch viel mehr. „Die durchgehend dunkle Tonalität deutet auf ein Lebensgefühl von düsterer Prägung.“ ... präzise wollüstige Polyphonie des Ausdruckes, die die Oberfläche jeder Oppenheimerischen Tafel zu einer ungemein unterhaltsamen Sache macht.“ Die Oberfläche wird nicht bestritten. Der Michel fühlt „die Hände des Künstlers drüber gleiten“, die sind unter anderem „fein und beschwörerisch, klug und diszipliniert“. Resümee: „So ergibt sich das Bild eines hochgezüchteten grüblerischen Verstandes und eines Gefühls,



Ferdinand Hodler: Äpler mit Sense auf der Alp
Getuschte Bleistiftzeichnung / Studie zu den Banknotenentwürfen

das von dunkel gefärbter Religiosität nicht weit entfernt ist.“ Die Dunkelheit läßt sich sehen. Nun sucht der gute Michel nach Analogien, kommt auf Rembrandt und das Gute liegt viel näher. Aber m. opp. nennt selbst Rembrandt seinen vorzüglichsten Lehrer. Analogien aus der Vergangenheit machen sich stets dunkler. „In dem Kampf zwischen Objekt und Subjekt in der Malerei ist das Subjekt vorläufig Sieger geblieben.“ Vorläufig. Bis auf diese Nummer des Sturms. „Auch Oppenheimers fanatische Geistigkeit verleugnet ihre Siegerfreude nicht.“ Jetzt wird er hoffentlich sich bald selbst verleugnen lassen. „Man ist entweder Abstraktionskünstler und betätigt sich dann als Monumentalbaumeister, als Reliefplastiker, als Kunstgewerbler, oder man ist Maler, und gibt dann, den Willen der Materialien folgend, der Lust und Freude an dem Verwandt-Lebendigen ihr Recht.“ Man nehme sich das Verwandt-Lebendige und man ist Maler, man sei Kunstgewerbler und man ist Abstraktionskünstler. Oder auch Monumentalbaumeister, wie man will. Der Michel wird immer aufgeregter: „Oppenheimer, obschon seine souveräne Geistigkeit auf die Nachbildung des Objektes verzichtet, ist dennoch von Grund aus Maler geblieben.“ Auf die Nachbildung des Objektes verzichtet? Wozu hat man seine souveräne Geistigkeit?

„In den Bildnissen kommt die subjektiv-dichterische Art seiner Ausdeutung der Wirklichkeit zu klarstem Ausdruck.“ Kein Wunder bei einem hochgezüchteten Gehirn. Aber auch landschaftern kann m. opp., direkt nach Kokoschka. „Die Seele der Landschaft liegt eben wirklich in der Herzlichkeit des Momentes. Was hier die Farbe, den Wortschatz des Künstlers quellen macht, ist durchaus das Gegenständliche und Gegenwärtige.“ Der gequollene Schatz dürfte aus Papier gewesen sein. Daß m. opp. einem Dämon nachgeht, wird man nach diesen Ausdeutungen seiner Malerei nicht bezweifeln. „Seiner ganzen Veranlagung nach gehört Oppenheimer zu den Geistern, denen die

Welt mehr nach herzkraftiger Bitternis, als nach Süße schmeckt.“ Also auch sein Geist nimmt etwas zu sich. „Zum Weltschrecken, zu einer Religiosität satanischer Prägung besitzt Oppenheimer ein sehr nahes und heute noch nicht klar dokumentiertes Verhältnis.“ Das Verhältnis dürfte zu seinem Schrecken nun schon etwas klarer dokumentiert sein. „Oppenheimer hatte ja den Vorzug, in Wien geboren zu sein, und vielfach durchgorenes, ausgelehtes Blut in sich zu tragen.“ Man hat seine Vorzüge, wenn man in Wien geboren ist und seinen Maler kennt. „Die gebärdreiche Auseinandersetzung mit der Welt ist ihm erspart geblieben.“ Dazu dürfte es jetzt noch kommen. Etwas über den Künstler selbst. „Das Mischblut betreibt die Malerei gelassen und überlegen, hat eine Art vornehmes Laster, die Zigarette im Mund, im Promenadenanzug mit Pinsel, Wischlappen und den Streichhölzern hantierend.“ Das Laster mit der Zigarette und dem Promenadenanzug bleibt sein persönlichstes Gut, den Wischlappen und die Streichhölzer hat er auch dem Kokoschka abgesehen. Die Maler, sagt Herr Michel, werfen der auftauchenden Geistigkeit des Oppenheimer Literatur vor, und nur Schriftsteller vermochten ihm auf seinem Wege zu folgen. Schriftstellern kann man leicht etwas über Malerei vorwerfen, die Literatur des Michels taucht dafür geistig auf. Der Michel gibt ihm noch schnell „selbst das Wort“ zu einer Biographie. m. opp. erklärt, daß seine Lehrer mit Ausnahme des Rembrandt von aufreizender Talentlosigkeit waren. Sehr charakteristisch für ihn. Schlechte Dichter berufen sich auf Goethe und schlechte Maler auf Rembrandt. m. opp. schreibt weiter: „mein Umgang mit höchst zweifelhaften Leuten brachte mich in den Ruf eines anrühigen Individuums, dessen Anschauungen verwerflich und dessen Verkehr zu vermeiden sei.“ Nun hat er seinen Ruf bei Michel dem Umgang mit „höchst zweifelhaften“ Leuten zu verdanken, die sich allerdings den Verkehr mit ihm verbat. „Nach geraumer Zeit fühlt man sich frei und stark genug, der Konvention das übliche Kom-

pliment zu versagen, und alsbald geht man mühelos und leicht höheren Erkenntnissen entgegen.“ Mühelos und leicht hat er sich seine Erkenntnis gemacht. Weniger wahr bleibt, daß er sich „einen Stil aus seiner Zeit geschöpft hat.“ Warum drückt sich das malerische Subjekt so objektiv aus? Was ist Zeit, wenn man in Wien lebt? „Man ist immer agil.“ Das heißt, man versteht das Geschäft. „Die Freiheit macht mutig und kühn, sie festigt den Einsamen.“ Einsam ist er auch, der arme Kerl. „Man treibt rastlos neuen Ereignissen, unbekannten Himmeln entgegen.“ Nur, daß die Ereignisse nicht so neu, und die Himmel nicht so unbekannt sind, m. opp.!

Das wäre der „in Tiefen getauchte Sohn der Zeit“ mit dem hochgezüchteten Gehirn. Der Michel fällt immer rein.

Graphisches Kabinett

Eine kleine außerordentlich feine Ausstellung graphischer Werke zeigt eine neue Kunsthandlung Graphisches Kabinett am Kurfürstendamm. Ich habe selten eine solche künstlerische Auslese gefunden. Für zeitgenössische Graphik bedeutet dieses Institut überhaupt ein Novum. Ich mache besonders auf die tiefen und gewaltigen Radierungen von Edward Munch aufmerksam. (Der Tag danach, Zwei Menschen, Proträt des Dr. Asch, Mädchen im Hemd am Fenster.) Man findet ferner sehr schöne Blätter von Böhle und Liebermann, zwei bedeutende Lithographien des Grafen Kalckreuth (Mädchenporträt, Arbeit) und zahlreiche sehr talentvolle Arbeiten jüngerer Künstler. Ich nenne besonders Walter Klemm und Georg Gelbke, die auch auf der Berliner Sezession vertreten sind. Und an ganz neuen Namen die Radierer Otto Moeller, Rudolf Moeller und Hans Freese. Willi Geiger hat das Thema Susanna im Bade endlich einmal originell behandelt. Am meisten zu rühmen bleibt, daß sich nicht ein einziges unkünstlerisches Blatt in dieser Ausstellung befindet.

Der Dichter Stettenheim

Endlich haben wir nun auch seinen achtzigsten Geburtstag überstanden. Man kam bei dieser Feier nicht aus dem Humor heraus, der dem Dichter Stettenheim sein ganzes Leben versagt blieb. Das Schönste bot der Hofrat Paul Schlenther, der dicke Schlenther, sozusagen eine „literarische Würdigung“. Er erzählt von „zeitweiligen Menschenanläufen, die sich um einen unsichtbaren Mittelpunkt immer enger zusammendrängen. Man befürchtet zunächst einen Unfall,“ aber Herr Schlenther stellt fest, daß es sich nur um einen Witz des Herrn Stettenheim handelt. Der Unfall wird poetisch beschrieben: „Und nun entsteht eine Art von Tumult, die gesammelte Kraft der Menge stiebt auseinander, der Stille folgt ein Sturm, ein Kreischen, ein Quietschen, ein Seitenstechen. Männer und Frauen taumeln gegeneinander. Schnappend ringt man nach Atem, man hat keine Worte. Man erinnert sich nicht mehr, seit Homer so gelacht zu haben.“ Vielleicht meint der dicke Schlenther Blumenthal, aber bei einem Festtaumel kann man auch homerisch lachen. Endlich also wird nun „der Quell dieser ungeheuren Heiterkeit sichtbar. Es ist ein kleiner, feiner, bilsauberer Herr“ (der Quell). Der Quell „hat mitgekichert und sich sogar ein halbes Tränchen unter dem Kneifer wegge wischt.“ So ein humoriger Quell. Aber schon stecken alle wieder die Köpfe zusammen, „und der kleine Freudenquell ist wieder verschwunden. Nur die helle hohe Stimme klingt ein ganz klein wenig kräehend durch.“ Dieser krähende Quell ist wirklich zum totlachen. Noch etwas Merkwürdiges ereignet sich bei den zeitweiligen Menschenanläufen. Immer nämlich „gehen zwei mißmutige Männer in einiger Entfernung vorbei. Die beiden Herren sind zwei deutsche Humoristen, die noch nie einen Witz gemacht haben.“ Ebenso gut hätte dem dicken Schlenther auffallen können, daß Herr Stettenheim viele Witze gemacht hat, aber nie ein deutscher Humorist gewesen ist. Nun wird Stettenheim qualifiziert. „Bismarck und Moltke, Menzel und Mommsen und sogar die Frauen konnten über ihn lachen.“ Wenn sogar so ernste Männer gelacht haben! Der dicke Schlenther hat schon als Student über die Figur Stettenheims, über Wippchen, gelacht. Er war ihm sogar überaus sympathisch. „Hatte er doch stets einen gefüllten Bierkrug neben sich.“ Nach dieser Sympathieerklärung beschließt man, daß die Literaturgeschichte nach dem Vorschlag von Karl Kraus für den witzigen Kritiker die Bezeichnung Löwenbräuschlenther einführt. Wichtig für sie ist auch das Bekenntnis des Löwenbräuschlenthers, daß „Stettenheim ungemein erzieherisch auf ihn gewirkt hat.“

Auch über die Kunst zu Schreiben, des Meisters und des Schülers, erfährt man einiges. Ihnen „ist die Sprache ein Instrument und da er ein durchtriebener Schalk ist, so spielt er auf verdrehten, verknüpften, verstellten Saiten und wird so ein bewußter Schriftsteller.“ Diese Katzenmusik betreibt der Dichter Stettenheim nun schon seit achtzig Jahren und der Löwenbräuschlenther ist sein Schüler. Nicht er allein. Auch die Herren Blumenthal, Blüthgen, Harden, Heyse, Lindau, Richard Voß und Fedor von Zobeltitz „unsere namhaftesten Schriftsteller,“ scharen sich mit gereimten Glückwünschen zu seinen Füßen. Der feinsinnige Ludwig Fulda kann sich unter vielen folgenden Vers nicht verkneifen:

Um als Nestor aufzutreten,
Hat, zu jedem Kniff bereit,
Er sich offenbar erbeten,
Einen Vorschuß von der Zeit

Der philosophische Alexander Moszkowski:

Der Schüler selbst spürt schon die Schwere
Des Alters seit geraumer Zeit,
Er selbst hat Schüler in der Lehre,
Und du wirst achtzig Jahre heut.
So baue weiter auf Parzellen
Von guter Prosa, gutem Reim,

Den Witzideen, die dir entquellen
Heimstätten, lieber Stettenheim.

Stettenheim ist nicht nur selbst ein Quell, er soll auch den Quellen noch Heimstätten bauen, und Moszkowski sorgt dafür, daß die Stettenheimer nicht aussterben.

Siegmond Feldmann, ständiger Mitarbeiter der Neuen Rundschau, des „vornehmsten literarischen Organs der Gegenwart“, schließt seine Hymne:

Mach auch du die Summe rund
Bleibe uns in weißen Haaren
Jung, bevorschußt und gesund
Bis zu hundert Jahren.

Ein Mensch, der sich diese Kretinismen sagen lassen muß, wird als „Erscheinung“ gefeiert.

Wir aber, können unsern Stettenheim nicht besser feiern, als den Schlußzeilen seines Dankgedichtes „das erlösende Wort“ an dieser Stelle Raum zu gewähren:

„Aus naheliegenden Gründen
Konnt ich den Satz nicht finden —
Da fragt ich meine Marie,
Und flink antwortete sie:
Gratulier den Gratulanten,
Den Freunden und Bekannten,
Daß sie — und sie lachte dazu —
Noch lange nicht so alt sind, wie du.“

Aber so trostlose Knittelreime und Hochzeitscarmenwitze wie der Dichter Stettenheim können die Gratulanten alle schon machen. Das Blühen will nicht enden. Man weiß nicht, was noch werden mag. Sie schaffen an allen Enden.

Mobilmachung der Arbeiterbataillone

Die Kollegen, die in Berlin nicht genügend Anerkennung finden, gehen mit ihren Dichtungen in die Provinz. Die literarischen Gesellschaften der Städte sind von einer rührenden Kritiklosigkeit. Ihnen scheint die Tatsache, daß sich jemand Dichter nennt, schon zu genügen. Jeder Berliner Journalist ist ihnen zum Vortrag seiner „Dichtungen“ willkommen. Die Provinzpresse will gute Beziehungen mit Berlin unterhalten oder anknüpfen und sorgt für Stimmung vor und nach dem Vortrag. Besonders, wenn der Dichter ein Sohn der Heimatstadt ist. Herr Walter Bloem aus Elberfeld, der sich in Berlin bei den Kollegen einen Namen gemacht hat, hatte Pech. Zunächst wurde er in Köln ausgeschweifelt, weil ihm in seinem letzten Roman Das eiserne Jahr erhebliche Plagiate nachgewiesen wurden. In Elberfeld sollte er durch einen Vortrag seiner Dichtungen in der Literarischen Gesellschaft reingewaschen werden. Der Generalanzeiger der Stadt trat für ihn ein: „In der Regel ist das Publikum von einem Dichterabend enttäuscht, da es sich einen andern Begriff von Dichtung und Dichter gemacht hat.“ Man gibt dem Publikum in dem aktuellen Fall recht. „Der Vortragsabend von Walter Bloem läßt eine solche Enttäuschung nicht befürchten, Ist doch unser Landsmann . . .“ Der Landsmann kam und der Generalanzeiger wurde enttäuscht. „Walter Bloem, der auf einer Vortragsreise auch seine Heimatstadt berührte, wollte die Gelegenheit, sich hier seiner Gemeinde vorzustellen, nicht versäumen.“ Er hätte an seiner Heimatstadt lieber nicht rühren sollen. Seine „Gemeinde“ versäumte, sich ihm vorzustellen. Ueberall hatte er ausverkaufte Häuser, klagt der Generalanzeiger, aber „die Kreise, die M. 1,50 für einen Vortrag aufzuwenden in der Lage sind, hatten meist vorgezogen, nicht zu erscheinen, zu dem Vortrage des gefeierten Schriftstellers, der vor Jahresfrist ihre Vaterstadt in wahrhaft glänzender Weise verherrlicht hatte.“ Die Verherrlichung hat ihm die Stadt Elberfeld mit eintausend Mark bar glänzend überzahlt. Und man gewinnt den Eindruck, daß das Publikum Elberfelds mit Ausnahme der Mitglieder der Literarischen Gesellschaft den vom Generalanzeiger gefeierten Schriftsteller erkannt hat. Aber der Generalanzeiger gibt die Hoffnung nicht auf: „Wohl aber ist uns bekannt, daß Tausende von

kleinen Bürgern und Arbeitern zu dem Vortrag herbeigeströmt wären, wenn man den Eintrittspreis weniger hoch bemessen hätte. Das Lokal hätte natürlich von entsprechendem Umfang sein müssen.“ Also eine wirkliche Lokalfrage. Der Generalanzeiger ist falsch „informiert“. Die sozialdemokratische Presse, die von den Tausenden gelesen wird, pflügt die Feuilletondichter der Generalanzeiger-Presse nicht zu unterstützen. Dafür ist aber sie „vorzüglich auf ihre Rechnung gekommen“. Für Mark 1,50. „Und wenn er wiederkommt, wird er uns herzlich willkommen sein.“ Der Referent ist ihm sicher.

Richard Strauss und Siegfried Wagner

Fast die gesamte Provinzpresse behauptet, daß das Interview mit Siegfried Wagner über Richard Strauß im Sturm gestanden hat. Es liegt natürlich eine Namensverwechslung vor. Es würde mir trotz meiner ablehnenden Haltung gegen Richard Strauß nicht einfallen, die Ansichten des Herrn Siegfried Wagner über ihn zu veröffentlichen. Die Dichtungen und Tondichtungen des Herrn Siegfried Wagner sind aufreizend dilettantisch und barbarisch talentlos. Seine kritischen Ansichten daher völlig überflüssig und ohne Interesse. Das Berliner Tageblatt, das erst seinen Richard Strauß in Schutz nahm, kann es sich natürlich nicht versagen, die Rechtfertigung des Herrn Wagner abzudrucken. Das Wesentliche dieser Rechtfertigung besteht darin, daß Herr Wagner seine „Meinung“ aufrecht erhält und nur bereut, sie ausgesprochen zu haben. Er kennt die Opern von Richard Strauß nicht, die Salome nicht, weil ihm „das Sujet widerwärtig ist“, Elektra nicht, weil ihm „Sophokles noch genügt“. Und am Rosenkavalier ging er vorüber, weil ihm „die Reklamewirtschaft von Richard Strauß nicht paßt“. Alles Argumente, die die Mitwelt unbedingt kennen lernen muß. Herr Wagner ist viel genügsamer: „Ich bin froh, wenn ich hier und da mein Oellämpchen anzünden darf und bei dem bescheidenen Licht der kleinen Schar derer, die Freude an Volkssagen und deutschem Wesen haben, meine Opern vorführen darf. Es ist eine Art Katakombenexistenz.“ Leider nur noch zu bemerkbar. Er sollte auch das Oellämpchen auslöschen. Aber noch jeder schlechte Dichter und Tondichter hat sich auf die Freude an Volkssagen und deutschem Wesen berufen, die er sich bereitet.

Richard Strauss und Kochbuch-Urban

Dagegen hat der Kochbuchurban, der Musikkritiker der B. Z. am Mittag indirekt eine Freude an Richard Strauß gehabt. Er lobt ein Buch über ihn von Max Steinitzer und resumiert: „Steinitzers Buch ist mit dem schönen Ernst geschrieben, den er selbst bei Strauß zu beweisen sucht. Und mit einer unglaublichen Beherrschung des Materials. Zwei verschollene Aufsätze von mir, die mir ganz fremd waren, hat dieser peinlich genaue Forscher aufgestöbert.“ Ich gedenke mir die Freundschaft des Herrn Erich Urban zu gewinnen, indem ich bei jeder Gelegenheit auf verschollene Rezepte seines Kochbuches hinweisen werde. Wenn sie ihm vielleicht auch ganz fremd sind, so werden sie ihm vielleicht doch bekommen.

Berliner Sezession

Der Schluß der Besprechung in Nummer 84 ist durch den Ausfall einiger Zeilen nicht verständlich. Er sei daher noch einmal richtig wiedergegeben: Die jüngere Generation vermeidet jetzt den Umweg über Liebermann und Genossen. Es sind verschiedene interessante neue Zeichner zu sehen. Ich nenne Axel Gallén-Kalela, Walter Klemm, Ernst Matthes, Karl F. Zähringer, Hedwig Weiß und Hanns Bolz (den ich schon bei der Besprechung der juryfreien Kunstschau erwähnte).

Trust

Verantwortlich für die Schriftleitung
HERWARTH WALDEN / BERLIN-HALENSEE

Verein für Kunst

Achtes Jahr
Autoren-Abende
 Mitgliederbeitrag 15 Mark
 Den Mitgliedern steht der Besuch von sechs Abenden auf Plätzen zum Kassenpreis von M. 3.— zu, sowie der kostenlose Jahresbezug der Wochenschrift Der Sturm. Für alle weiteren Abende zahlen die Mitglieder halbe Kassenpreise :: ::

Geschäftsstelle des V. f. K.
HALENSEE, Katharinen-Strasse 5

Dritter Abend
Sonnabend 25. November
 abends 8 Uhr
 :: Architektenhaus ::
 Wilhelmstrasse 92/93

Adolf Loos

VORTRAG:
 Vom Gehen, Stehen, Sitzen, Liegen, Schlafen Essen, Trinken

Karten M. 5, 3, 2, 1 bei
 Wertheim, Konzertkasse und
 bei Reuss und Pollack

GNL LITERARISCHES CABARET

Zweiter Abend
Donnerstag, 23. November 9 Uhr
 Café Austria, Potsdamerstr. 28
Ernst Blass: Heinrich Mann's „Schauspielerin“. Eine unbekannte Novelle von Jakob Wassermann / **Max Brod:** Gespräch in großen Sprüngen Verse von Franz Werfel, Arthur Drey, Kurt Hiller Meinungen; Parodie
 Karten zu einer Mark bei Edmund Meyer, Potsdamerstrasse 27 B und Abendkasse

Der Neue Club / Neopathetisches Cabaret

Siebenter Abend: Donnerstag, den 16. November p. 8 Uhr
 :: :: Café Kutschera / Kurfürstendamm 208/9 :: ::
Ludwig Hardt / Ferdinand Hardekopf / Mynona / Rudolf Blümmer / Krakauer / Golo Gangi / W. S. Ghattman / Georg Heym / Jakob van Hoddis / Robert Jentzsch / Erich Unger /
 Zum ersten Mal: Sansara das liebe Schattentheater
 Karten M 1 — im Café Kutschera und an der Abendkasse

Else Lasker-Schüler

Meine Wunder

Gedichte

Preis in van Geldern-Bütten gebunden
Drei Mark

Dreitilien-Verlag Karlsruhe und Leipzig.

Theaterlieferanten

Anton's Perücken

Die besten der Welt

Georg Anton Berlin SW

Friedrichstr. 49a

Vielfach prämiert Gegründet 1876
 Illustrierter Preis-Katalog franko

Perücken für Theater und
 Strasse sowie sämtlicher

Haararbeiten in naturgetreuer Ausführung



Theaterbühnen

liefert und verleiht
Minuth G. m. H.
 Berlin 26, IV 4612
 Oranienstrasse 6

Ausstellungen, Salons Kunsthandlungen etc.

CASPER'S Kunst-Salon

Eintritt 50 Pfennige :: Potsdamer Strasse 19

Neu ausgestellte Gemälde:

A. Allard	Forain	W. Leistikow	Coutts Michi
H. Cassiers	V. Gilsoul	M. Liebermann	C. Pissarro
L. Corinth	H. Herrmann	A. von Menzel	F. Skarbina
F. Charlet	J. B. Jongkind	Bern. de Monvel	J. Smits
H. Daumier	Le Goud-Gérard	Monticelli	F. Thaulow u. a.

Skulpturen von Max Kruse, M Buchanan, L. Mascré u. a.
 Grösste Auswahl mod. Graphik für dekor. u. Sammelzwecke

GRAPHISCHES KABINETT

Buch- u. Kunsthandlung, Antiquariat, Verlag
 :: BERLIN W 15, Kurfürstendamm 33 ::

Ständige Ausstellung
 moderner Graphik

Im Eckhause, gegenüber der Se-
 zession, Eingang Grolmannstrasse
 Illustriert. Katalog u. Prospekte gratis

EINTRITT FREI

Ankauf guter Graphik
 u. illustrierter Bücher

FRITZ STOLPE BERLIN W 35

Gegründet im Jahre 1878 :: :: :: Fernsprecher Amt VI 752

Fabrik für Gemälderahmen

in allen historischen und neueren Stilarten

Kopien von Rahmen nach alten Meistern in Original-Goldtönungen
Sämtliche Vergolderwaren Moderne und antike Vergoldungen an Möbeln, Innen-Architekturen usw.

:: :: Kunst-Einrahmungen :: ::

Reparaturen und Neuvergoldungen aller Gegenstände, Auf-
 arbeiten all. Art. Antiken, Reinigen von Gemälden u. Stichen

Lehranstalten » Kurse

Mal- und Zeichenschule

Stilleben — Landschaft — Porträt

Otto Beyer Hektorstrasse 17
 am Kurfürstendamm
 Man verlange Prospekte

Handelswissen- Friedr. Mester Leipzig

schaftl. Kurse von unter Mitwirkung 12 hervorragender Fachleute der Theorie und Praxis (staatlich geprüfte Lehrer, Akademiker oder auch Kaufleute in führender Stellung). Gründliche Einführung in die verschiedenen Branchen des kaufmännischen Berufes, rationelles Studium der Handels- und verwandten Wissenschaften als Ersatz für ein mehr-
 jähriges Hochschulstudium. Muster-Uebungs-Kontor.

Das Studium ist für Anfänger (Damen und Herren) die für Stenographie, deutsche und fremdsprachliche Korrespondenz, Kasse-, Buchführungs- und Bilanz-Technik, Büro-Praxis sich vorbereiten wollen — sowohl für junge Leute, die nur eine Volks-, Real- oder ähnliche Schule absolviert haben, wie für

Herren mit besseren praktischen oder theoretischen Vorkenntnissen, Elnährig-Freiwillige, Abiturienten, für Kaufleute reiferen Alters, die bereits praktisch tätig waren und den Forderungen der Gegenwart entsprechend ihre Fachkenntnisse erweitern oder vertiefen wollen oder

für Bankbeamte, Ingenieure, Chemiker, Brauer, Juristen, Nationalökonomien, Offiziere, die für Verwaltung wirtschaftlicher Unternehmungen oder Verbände, Aktien- oder ähnlicher Gesellschaften sich vorbereiten wollen. Dauer der Kurse 6—12 Monate — je nach Vorbildung und Ziel.

Prospekte gratis durch die Direktion, Johannisplatz 5

Kleine Anzeigen

Autoren

welche ein belletristisches oder wissenschaftliches Buch geschrieben haben und einen Verleger dafür suchen, der es nach modernen drucktechnischen Prinzipien ausstattet und rühlig vertreibt, helieben ihre Adressen (evt. Manuskript) einzusenden.

Hansa-Verlag

für moderne Literatur
 und Zeitschriften
 W. 35 Flottwellstr. 6

Beziehen Sie sich bei Be-
 stellungen und Anfragen
 bitte auf den »STURM«

L'Effort

Halbmonatsschrift

für moderne Kultur u. fran-
 zösische Sezession in den
 Künsten und in der Literatur

Herausgeber und
 :: Schriftleiter ::

JEAN RICHARD BLOCH

Jahresbezug für das
 Ausland: Mark 6.—

Dritter Jahrgang

Verlag und Redaktion:
 POITIERS (Vienne)
 Frankreich

Herrnfeld Theater

Noch nie dagewe-
 sener Lach-Erfolg!

Das Kind der Firma

mit Anton und Donat Herrnfeld in den Hauptrollen
 Vorher:

Schmerzlose Behandlung

Anf. 8 Uhr Vorverk. 11—2 Uhr

Buchhandlungen

Reuss & Pollack

Buchhandlung u. Antiquariat

:: BERLIN W. 35 ::

Potsdamer Strasse 118 c

Fernspr.: Amt VI (Eingew) 2829

Ankauf einzelner Bücher
 und ganzer Bibliotheken

Verzeichnis von Büchern
 für Bibliophilen

Edmund Meyer

Buchhändler u. Antiquar

:: BERLIN W. 35 ::

Potsdamer Strasse 27 b

Fernsprecher Amt VI 5850

Ankauf einzelner Bücher
 sowie ganzer Bibliotheken

Verzeichnis von Büchern
 für Bibliophilen / Angabe
 von Desideraten erbeten

Katalog XXVIII (Varia) erschienen

Die Fackel

HERAUSGEBER

Karl Kraus

Erscheint in zwangloser

Folge

Nummer 334-335

soeben erschienen

Preis 50 Pfennig

ÜBERALL ERHÄLTICH

auch auf den Bahnhöfen

Werbeband der Fackel

50 Pfennig

FR. HAHN

Alexanderplatz

Landsbergerstr. 60-63

gegründet 1825

Moderne Herrenbekleidung

fertig und nach Maß

Reklameangebot:

Der elegante Ulster

aus englischen gemusterten Cheviots mit Ärmelaufschlägen 32⁵⁰ M

aus den modernsten Flauschstoffen mit aufgesteppten Taschen 45⁵⁰ M

Vornehmer zweireihiger Sacco-Anzug, englisch gemusterter Cheviot

32⁵⁰

45 M

Schicke Passformen

Beste Verarbeitung

Den Herren Studenten und Mitgliedern von Kunstvereinigungen gegen Vorzeigung von Legitimationskarten 5% Rabatt

SCHIEDMAYER

PIANOFORTEFABRIK

BERLIN W., POTSDAMERSTR. 27b

FLÜGEL

PIANINOS

HARMONIUMS

BALTHASAR SCHIEDMAYER, Urgroßvater des jetzigen Chefs der Firma baute im Jahre 1735 sein erstes Instrument.

Grand Prix: Turin 1911 — Paris 1900 — St.
Louis 1904 — Roubaix 1911

16 Hoflieferantentitel. 54 Ehrendiplome und Medaillen. Preisrichter auf 14 Ausstellungen. Große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft. Große goldene Medaille für Handel und Gewerbe. Ueber 45 000 Instrumente geliefert.

Instrumente nach stilgerechten Entwürfen in künstlerischer Ausführung

Herwarth Walden
DAFNISLIEDER

Für Gesang u. Klavier / 52 Seiten

DREI MARK

Durch alle Buch- und Musikalienhandlungen oder direkt durch den Verlag DER STURM Halensee / Katharinenstraße 5

Vegetarisches Gasthaus

FREYA

Charlottenburg
Bismarckstrasse 9
Am Knie

Angenehmer Aufenthalt für Künstler und Studenten
Zahlreiche Zeitungen und Zeitschriften / Bis zehn Uhr abends geöffnet :-:

Preis 1 Mark

Preis 1 Mark

Menthol-Malz-Dragees

Sicheres Mittel gegen akute Katarrhe der Atmungsorgane / ermöglicht Schauspielern und Sängern sofortigen Gebrauch der erkrankten Organe

ZAHLEICHE ANERKENNUNGEN
Zu haben in allen Apotheken und Drogerien / Alleinige Fabrikantin „Pharmacia“ / Fabrik für pharmaceutischen Bedarf / Berlin-Halensee

Wohlschmeckend

Sicher wirkend

THRICHOPHIL

Fl. M. 3,00

Präparat zur Erhaltung und Stärkung des Haarbodens

Fl. M. 3,00

— nur beim Fabrikanten: —
Otto Teutscher / Friseur

I. Geschäft: 106a Potsdamerstr., Eing. 63 Steglitzerstr., Tel. VI, 6735
II. Geschäft: Charlottenburg, 100 Kaiserdamm, Tel. Amt Ch., 6387